

Aufsätze in den Karl-May-Jahrbüchern 1918 - 1933

von

Artur Buchenau

(03.06.1879 – 1946)

Karl-May-Jahrbuch 1919
Hrsg. Rudolf Beissel + Fritz Barthel

[Karl Friedrich May. Ein Nekrolog](#)

Karl-May-Jahrbuch 1923
Hrsg. Rudolf Beissel + E. A. Schmid

[Karl Mays Friedensgedanken](#)

Artur Buchenau war ein deutscher Philosoph, Lehrer und Lektor beim de Gruyter-Verlag.

http://karl-may-wiki.de/index.php/Artur_Buchenau und https://de.wikipedia.org/wiki/Artur_Buchenau

Nach dem Streit um den Nekrolog auf Karl May im „Biographischen Jahrbuch und Deutschen Nekrolog“, Band 18, den E. A. Schmid in „Eine Lanze für Karl May“ und Ludwig Gurlitt in „Gerechtigkeit für Karl May“ beschrieben haben, wurde Artur Buchenau vom Verleger Walter de Gruyter mit der Neufassung des Nekrologs beauftragt. Der hier wiedergegebene vollständige Text wurde für das „Biographische Jahrbuch“ geringfügig gekürzt, um den Umfang des zu ersetzenden Kleinberg-Artikels einzuhalten.

siehe: <http://www.karl-may-gesellschaft.de/index.php?seite=gurlitt-gerechtigkeit&sprache=de>

Der Eintrag im „Biographischen Jahrbuch“ (mit Fußnote von Georg Reimer) siehe:

<http://archive.org/stream/BiographischesJahrbuchUndDeutscherNekrologBd181913#page/n270/mode/1up>

Zum Text: Der Text wurde zeichengetreu erfasst; Antiqua-Schrift des sonst in Fraktur gesetzten Originals ist hier kursiv. Fußnoten wurden aus dem Original übernommen, lediglich die Nummerierung wurde geändert. Korrekturen/Ergänzungen sind in [] eingefügt.

Karl Friedrich May.

Ein Nekrolog.¹

Von Dr. Arthur Buchenau.

Karl Friedrich May (Pseudonym Karl Hohenthal, Latréaumont, D. Jam, E. von Linden), Schriftsteller, * 25. Februar 1842 zu Hohenstein-Ernstthal im Erzgebirge (Sachsen) † 30. März 1912 in Radebeul bei Dresden.

Mays Vater war ein mittelloser Weber, der es später auch mit anderen Berufen, aber ohne Erfolg, versuchte. Die Mutter war eine stille, fleißige Frau, die als Hebamme den Unterhalt der zahlreichen Familie zum größten Teil bestritt. Von Karls Geschwistern und der im Hause mitwohnenden Großmutter mütterlicherseits ist nichts Besonderes zu berichten, während die ebenfalls in der Familie lebende Großmutter väterlicherseits offenbar eine bei aller Enge der Verhältnisse reichbegabte Natur war. Sie erzählte dem kleinen Karl, der bis zum 5. Lebensjahr blind war, Märchen, und die Vorliebe für diese Dichtungsgattung hat ihn nie verlassen. Ein „Hakawati“, d. h. Märchenerzähler, wollte er werden und ist er geworden, gleichen doch seine „Reiseerzählungen“ in ihrer bunten Phantastik und ihrem Reichtum an Abenteuern spannendster Art am ehesten den Geschichten aus 1001 Nacht!

Vater und Großmutter veranlaßten den geistig regsamen Knaben, dem im 5. Lebensjahr von einem menschenfreundlichen Arzt die durch Vernachlässigung entstandene Blindheit genommen worden war, zu reichlicher Lektüre, insbesondere geographischer und naturkundlicher Werke, wobei er freilich wahllos alles in sich aufnahm, was ihm in die Hände fiel. Besonders großen Eindruck machten auf den Knaben ein „Kräuterbuch“ aus dem Jahre 1600 und eine Sammlung biblischer Holzschnitte. May führt auf die körperliche Blindheit der ersten Lebensjahre seine eigentümliche Fähigkeit zurück, sich von den ihn umgebenden Dingen ein inneres, seelisches Bild zu machen. Es gab für ihn, wie er in seiner Selbstbiographie schreibt, „nur Seelen, nichts als Seelen“. In dieser seiner Fähigkeit, an den Mitmenschen nur das Seelische zu erblicken, sieht er den Schlüssel zu seinen Büchern sowie die Erklärung zu allem, was man an ihm lobt oder tadelt. Damit hängt aufs engste zusammen seine Neigung zum Symbolismus, und zwar, wie ausdrücklich hervorgehoben werden muß, nicht nur zum religiösen. Dieser Neigung zum Symbolisieren hat May hauptsächlich in der Periode seines Lebens von 1897 – 1910 nachgegeben.

Die Phantasie des Knaben wurde durch das elende Milieu und die Räuberromane einer Leihbibliothek vergiftet, in denen die Räuberhauptleute und Banditen stets edle Menschen, während die Gegner, besonders die Obrigkeit, zu verachten waren. Eine gewisse naive Freude an solcher Schwarz-Weiß-Kunst und an der Ausmalung überlebensgroßer Heldengestalten, die die Verehrung und Bewunderung des Lesers hervorrufen, hat May sein Leben lang gehabt, wobei freilich zugegeben ist, daß der Volksschriftsteller – und ein solcher war May und wollte er sein! – wohl niemals ganz ohne dieses Mittel der Darstellung auskommt.

Da May in der Schule sich auszeichnete, gelang es dem Ortsgeistlichen, der sich seiner angenommen hatte, ihm eine Freistelle im Lehrerseminar zu Waldenburg zu verschaffen. 1862 erhielt er eine Lehrerstelle in der Fabriksschule zu Alt-Chemnitz, wurde aber wegen einer ihm als Diebstahl ausgelegten leichtsinnigen Tat von hier verjagt. Er hatte die Taschenuhr seines Zimmergenossen, die dieser ihm bereits mehrfach geliehen hatte, ohne dessen Erlaubnis mit nach Hause in die Weihnachtsferien genommen, wohl sicherlich nicht in der Absicht, sie sich widerrechtlich anzueignen, sondern nur, um damit zu prunken. Eine gewisse Sorglosigkeit und Eitelkeit führten ihn hier zu einer Verurteilung von 6 Wochen Gefängnis, da der Kamerad ihn ohne weiteres anzeigte; zwei Eigenschaften, die ihm auch in der Folgezeit sehr geschadet haben, während eigentlich verbrecherische Anlagen sicherlich nicht in dem phantastischen Jüngling gesteckt haben. In der Folge beging er dann in verzweifelter Stimmung, wohl auch seelisch aus einem gewissen Dämmerzustand sich nicht erheben könnend, mehrere Eigentumsfrevel, die zu zweimaliger Verurteilung führten. Die Strafen (4 Jahre 1 Monat Gefängnis, von denen er 3 Jahre abbüßte, und 4 Jahre Zuchthaus)

¹ Vgl. hierzu: Fritz Barthel „Das zweite Jahr“ S. 12.

waren allerdings von einer so großen Härte, wie sie heute wohl kein psychologisch geschulter Richter mehr verfügen würde. May hatte selber, wie er in der Selbstbiographie schreibt, das Gefühl, „im Abgrund“ zu stecken, und es ist erstaunlich, wie schnell und gründlich er sich aus dieser Tiefe wieder emporarbeitete, ohne freilich je ganz die seelische und geistige Freiheit zu erlangen, daß er mit voller Ruhe über diese seine eigene Leidenszeit hätte urteilen können. Daraus dem vielverketzerten Manne einen Vorwurf zu machen, hätten die Gegner allerdings wohl besser unterlassen; denn derartige Erlebnisse muß jeder mit sich selbst verarbeiten. Ob May schon in dieser Zeit (also vor 1874) größere Reisen unternommen hat, läßt sich nicht mehr mit Genauigkeit feststellen, doch ist es nicht unmöglich, daß er schon in Amerika gewesen ist, wofür die Kenntnis mancher Einzelheiten in geschichtlicher und ethnologischer Hinsicht spricht.

In den Jahren nach 1874 schrieb May (zunächst in Ernstthal) Humoresken, Dorfgeschichten und dergleichen (gesammelt als „Erzgebirgische Dorfgeschichten“) und siedelte 1876 nach Dresden über, wo er Redakteur im Verlage Münchmeyer wurde. Als solcher gründete und leitete er mehrere Zeitschriften, darunter „Schacht und Hütte“, in der seine erste bedeutendere Schrift: „Geographische Predigten“ erschien. Sie sind erst nach Mays Tode von Dr. Schmid neu herausgegeben worden und enthalten gleichsam das Programm all seiner späteren Werke, insbesondere in der Vereinigung von naturkundlicher Belehrung und „Predigt“, d. h. Kenntnis der Erde und ihrer Bewohner und Aufstieg zu einer lichterem Welt. Schon hier zeigt sich deutlich der religiöse Unterton, der in Mays sämtlichen Schriften mit- und durchklingt, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß May eine tief-religiöse Natur gewesen ist, ein Mensch, dem es mit dem Christentum der Tat wahrhaft Ernst war. Am deutlichsten geht das aus seinen Gedichten hervor, die er unter dem Titel „Himmelsgedanken“ gesammelt herausgegeben hat. Der Tiefe des Gefühls entspricht freilich die eigentlich dichterische Kraft nur in bescheidenem Maße, was ähnlich von dem einzigen Drama Mays: „Babel und Bibel“ (arabische Fantasie in 2 Akten) zu sagen ist, das mit einigen der ersten Gedichte der Sammlung immerhin als das in formaler Hinsicht Vollendetste gelten kann.

May hat sich dadurch geschadet, daß er zu schnell und mit gar zu großer Breite produzierte, was er selbst auch so sehr als Fehler empfand, daß er an verschiedenen Stellen seiner Selbstbiographie (so S. 419, 477) betont, alles bisher von ihm Geschriebene seien nur Skizzen, und solche pflege man ja zu nehmen, wie sie sind. Einer ästhetischen Kritik vermögen also die Schriften Mays kaum standzuhalten, doch macht er eben auch gar nicht den Anspruch, etwas künstlerisch Vollendetes geschrieben zu haben. Als Volksschriftstellerei, d. h. zur Belehrung und Erbauung, sind dagegen diese Bücher unübertrefflich und bilden hier gewissermaßen ein literarisches Genre für sich, das nur etwa mit den Schriften von Sealsfield verglichen werden kann. Einen besonderen Reiz gewinnen die Werke Mays durch seinen Humor, der am schönsten in der Jugenderzählung „Der blaurote Methusalem“ herauskommt, die auch hinsichtlich der Komposition als Mays bestes Werk anzusprechen ist.

1877 gab May seine Redakteurstellung auf und wurde wieder freier Schriftsteller in Ernstthal, wo er mit seiner Tätigkeit für den „Deutschen Hausschatz“ begann. Er wählte jetzt mehr und mehr die Form der Reiseerzählung, in der zwei Motive miteinander kämpften. Das erste ist die fesselnde Erzählung abenteuerlicher Erlebnisse in fernen Ländern, das zweite die Schilderung innerer Vorgänge. Wenn man die Jahreszahlen des Erscheinens genau nachprüft, so ergibt sich, daß May von 1876 – 1880 noch mehr auf den äußeren Effekt arbeitet, daß aber dann (von 1880 – 1897) mehr und mehr die symbolisierende Tendenz durchdringt. Gestalten wie Old Firehand, Old Surehand u. ä. werden ersetzt durch „Old Shatterhand“ und „Winnetou“, welche als Idealgestalten aufzufassen sind. Hadschi Halef aber, der Diener, der den Helden Kara Ben Nemsî durch die Wüste, durchs wilde Kurdistan usw. begleitet, wird seelisch vertieft und so schließlich ein ebenbürtiger Freund von Kara Ben Nemsî. Dieser, der sich im „fernen Westen“ „Old Shatterhand“ nennt, ist der Schriftsteller selbst, aber nicht im Sinne seines beschränkten, individuellen Ichs, sondern im Sinne der „Menschheitsfrage“, die jeder denkende Mensch in sich selbst zu lösen versuchen muß. So wird die Erlösung des Menschen von seinen niederen Trieben, der Weg der Seele zu sich selbst das eigentliche Thema seiner Bücher, die Wandlung des Gewaltmenschen (Abū Kitāl) zum Edelmenschen. Das zeigt im Bilde der Geisterschmiede das Drama und besonders gelungen das zweibändige Werk „Ardistan und Dschinnistan“, das von den Schriften der Reifeperiode wohl das Vollendetste ist. Zu dieser Grundidee tritt als die zweite die Versöhnung der europäischen Kultur mit der des Ostens einerseits, des indianischen Westens andererseits. Diese Versöhnung, diese Harmonie aber ist nicht möglich durch Zwang, sondern allein durch Liebe. So heißt es in einem Prosaspruch der Himmelsgedanken: „Die Liebe ist die

einzig wirkliche Macht; alles andere ist entweder Gewalttätigkeit oder Verschlagenheit“. Diesen Satz könnte man den mehr als 30 Bände umfassenden Reiseerzählungen als Motto voransetzen.

Zwischen 1882 und 1887 schrieb May für Münchmeyer fünf umfangreiche Lieferungsromane (Kolportagerwerke), die, wie feststeht, vom Verleger im Manuskript vielfach verändert wurden, so daß sie nach gerichtlichem Vergleich nicht unter seinem Namen veröffentlicht werden durften. Wegen dieser Werke insbesondere ist May später heftig angegriffen worden, doch läßt sich gegen sie vom moralischen Standpunkte nichts einwenden, wenngleich sie literarisch wertlos sein dürften. Ein sicheres Urteil wäre nur möglich, wenn die Manuskripte noch vorlägen, um die sich May nie gekümmert hat, da er niemals eine Korrektur las. Auch hier hat ihm seine Sorglosigkeit geschadet.

Im Jahre 1883 siedelte May nach Dresden über und wohnte von da ab zunächst in der Stadt selbst, dann in verschiedenen Vororten, ab 1896 in seiner eigenen „Villa Shatterhand“ in Radebeul. Seine eigentliche Berühmtheit setzt erst seit der Verbindung mit seinem Buchverleger Fehsenfeld (Freiburg) im Jahre 1892 ein. Von 1892 – 1898 erschienen die ersten 27 Bände der „Gesammelten Werke“. Etwa seit 1899 begannen die Preßangriffe gegen May, die sich allmählich zu einer Reihe großer Prozesse auswuchsen, die zur Zeit des Ablebens Mays noch nicht beendet waren. Es ist indessen bemerkenswert, daß May in sämtlichen Instanzen, die er durchfocht, gewann.

May heiratete am 12. September 1880 Emma Pollmer, gegen die er im August 1902 die Scheidungsklage einreichte, worauf die Ehe am 14. Januar 1903 gelöst wurde. Sie starb am 13. Dezember 1917. Am 30 März 1903 verheiratete sich May mit Klara verw. Plöhn, die schon längst eine begeisterte Verehrerin seines Lebenswerkes war und ihn in der symbolisierenden Tendenz seiner Arbeiten offenbar noch bestärkt hat. 1908 unternahm er mit ihr eine Amerikareise, deren literarischer Niederschlag in dem wertvollen Buch „Winnetous Erben“ vorhanden ist. Die May-Pressefehde hörte inzwischen nicht auf, doch gelang es Mays Rechtsnachfolgern, die ärgerlichen Streitigkeiten durch Vergleiche zu beenden. May hinterließ sein ganzes Vermögen einer „Karl-May-Stiftung“, die vom sächsischen Kultusministerium verwaltet wird (Bestand jetzt etwa 90000 Mark) und aus deren Zinsen Schriftsteller und Journalisten unterstützt werden. Ist er auf der einen Seite heftig wie kaum ein anderer beföhdet worden, so wurde er auf der andern Seite gefeiert und verehrt, wie nur selten ein deutscher Schriftsteller. Das eine wird man dabei jedenfalls zugestehen, daß er mit seiner Schriftstellerei das Gute gewollt hat und daß er eine ehrlich gemeinte religiöse und nationale Propaganda getrieben hat, sind doch alle Helden seiner Bücher tüchtige, gottesfürchtige deutsche Männer. Daß er dabei den Klippen der Tendenzschriftstellerei nicht entgangen ist, läßt sich freilich nicht bestreiten. Abgesehen von den bereits genannten Schriften sind als die bedeutendsten anzusehen die sechsbändige Reiseerzählung „Durch die Wüste“ bis „Der Schut“, die 3 Bände „Winnetou“, die 4 Bände „Im Reiche des silbernen Löwen“. Schwächer sind „Old Surehand“ (3 Bände) und „Satan und Ischariot“ (3 Bände), sowie die in Südamerika spielenden Erzählungen. Seine Weltfriedens- und Organisationsideen entwickelt er in den Werken: „Und Friede auf Erden“ und „Winnetous Erben“.

Karl Mays Friedensgedanken

Von Stadtschulrat Dr. Artur Buchenau

Schon während des Krieges, besonders aber seit seiner Beendigung bewegt die europäische Menschheit (und nicht nur sie!) die Frage des wahren Friedens auf das stärkste. Es ist erstaunlich, daß man nur so selten in weitesten Kreisen von dem tief bedeutsamen Friedensbuch Karl Mays etwas hört, das in erster Fassung im Jahr 1901 unter dem Titel: *Et in terra pax* erschien. Damals wurde von dem bekannten Bibliographen Geheimrat Kürschner ein Sammelwerk „China“ herausgegeben, worin Mays Roman mit abgedruckt wurde. Freilich war dieses Chinabuch rein „abendländisch“, d. h. machtverherrlichend eingestellt, und so zog May denn sein Buch aus dem Sammelwerk zurück. Blicken wir uns heute nach den so unsäglich bitteren Erfahrungen der Jahre 1914 – 1922 um, so müssen wir uns eingestehen, daß der „Friedensapostel“ Karl May, den man damals auslachte, oder über dessen Spruch: „Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein“ man den Kopf schüttelte, sachlich in allem Recht behalten hat! Wo ist die vielgerühmte europäische „Solidarität“ gegenüber der „gelben Rasse“, wo die „abendländische Ueberlegenheit“ geblieben?

May vollendete damals kurz darauf sein Buch und schloß es ab mit dem Kapitel: „Der Sieg der Menschlichkeit“, Ausführungen, die weit, weit in die Zukunft weisen und uns auch gerade heute noch sehr Beherzigenswertes zu sagen haben.

Die Fabel des Buches ist sehr einfach. Der Autor bereist den Orient und lernt in Kairo einen amerikanischen Missionar mit Tochter kennen, der sich die „Bekehrung“ der Heiden und Zerstörung ihrer Tempel zum Ziel gesetzt hat. Seine Tochter steht geistig und seelisch unter dem Einfluß der kürzlich verstorbenen deutschen Mutter und sucht den eifernden Vater zu beruhigen. An einigen Chinesen (Vater und Sohn) versucht der Missionar vergebens seine Bekehrungskünste, später gerät er auf Java in Lebensgefahr dadurch, daß er einen Tempel, in dem er mit Tochter gastlich aufgenommen worden ist, niederbrennt. Aber die Malaien, die ebenso wie die Chinesen aus Kairo einem Friedensgeheimbund (Shen) angehören, verzeihen ihm und langsam genest er körperlich und seelisch. May wird begleitet von einem prächtigen Diener, dem „Abkömmling des Propheten“ Omar, der sich durch seine einfache Menschlichkeit aller Herzen gewinnt. Unterwegs trifft May mit seinem alten Freund, dem reichen Engländer Raffley zusammen, der gemeinsam mit seinem Oheim nach China unterwegs ist, um dem adelsstolzen Oheim seine junge chinesische Frau (Yin) vorzustellen, über deren Wahl die ganze Familie in England empört ist. Der „uncle“ aber wird durch den Liebreiz und die Güte der jungen Frau völlig bezaubert und damit die ganze Familie für die „extravagante“ Heirat gewonnen.

Der Geheimbund, dem auch May selbst angehört, und dessen Mitglieder einander leicht daran erkennen, daß sie dem andern eine Betelnuß überreichen, hat als Leitgedanken die drei: Shen, Ti und Ho, zu deutsch: Menschlichkeit, Bruderliebe und Frieden und das Leitmotiv gleichsam für die ganze Erzählung, die mehr in dem eigentlichen Sinn eine Reiseerzählung ist, daß wir hier durch das Land der Seele geführt werden (denn die äußere Landschaft wird zwar nicht gerade vernachlässigt, aber doch mehr nebenbei beschrieben!), bildet das Maysche Gedicht:

Tragt euer Evangelium hinaus!
Doch ohne Kampf sei es der Welt beschieden;
Und seht ihr irgendwo ein Gotteshaus,
So stehe es für euch im Völkerfrieden!
Gebt, was ihr bringt, doch bringt nur Liebe mit;
Das andre alles sei daheim geblieben.
Weil Liebe einst für euch den Tod erlitt,
Will sie durch euch nun ewig weiter lieben.

Tragt euer Evangelium hinaus,
Indem ihr's lebt und lehrt an jedem Orte,
Und alle Welt sei euer Gotteshaus,
In welchem ihr erklingt als Engelsworte.

Gebt Liebe nur, gebt Liebe nur allein;
Laßt ihren Puls durch alle Länder fließen!
Dann wird die Erde Christi Kirche sein
Und wieder eins von Gottes Paradiesen!

In dem Gegensatz zwischen dem Missionar Waller und seiner Tochter, die bezeichnenderweise den Namen Mary hat, spiegelt sich der stete Kampf zwischen dem selbstgerechten Glauben, der alles an sich reißen will und der alles überwindenden Liebe wider. Der Orient, so führt Mary (mit Mayschen Wendungen) aus, ist für sie ein schlafender Königsprinz und seine Bestimmung ist es, von einer abendländischen Jungfrau aufgeweckt zu werden. Wenn dann durch beider der Osten mit dem Westen in selbstloser Liebe vereinigt ist, werden alle Völker der Erde glücklich sein. Beide, Vater und Tochter, klopfen in „Kahira, der Pforte des Orients“, an das Tor und die Frage ist: was bringen sie mit? May macht dabei die psychologisch sehr richtige Bemerkung, daß das Ziel desjenigen, was man erstrebt, sehr von demjenigen abhängt, was man mitbringt. „Und mitbringen muß und wird jeder etwas und wenn es nichts weiter als seine Persönlichkeit wäre.“

Die Lehre von der Liebe, von der Versöhnung der Religionen wie der Rassen durchzieht das ganze Buch. So führt May schon beim Betreten des Orients aus, daß dort auf dem Hügel, von dem man Kairo überschaut, das europäische Viertel wie die orientalische Stadt, gleichsam zwei Welten vor ihnen liegen, die aber in ihrem Zusammenhang doch nur eine einzige waren, und so fließen hier auch zwei Zeiten, die durch Jahrtausende getrennt scheinen, zu einer wunderbaren, ergreifenden Vereinigung zusammen. Die Gegenwart ist unsere Vergangenheit gewesen und wird auch unsere Zukunft sein. Wer das begreift, der hat nicht nötig, das Innere der Pyramiden zu durchforschen, und braucht auch nicht vor den Rätseln des Sphinx zu bangen, dessen Lösung er klar und deutlich in seinem Herzen trägt.

Die Menschheit gleicht der Zeit; beiden schreiten unaufhaltsam vorwärts, und wie keiner einzelnen Stunde ein besonderer Vorzug gegeben worden ist, so kann auch kein Mensch, kein Stand, kein Volk sich rühmen, von Gott mit irgendeiner Auszeichnung begnadet worden zu sein, ohne damit die Pflicht übernommen zu haben, den übrigen Menschen in besonderer Weise zu dienen.

Es ist das Bedauerliche, daß wir Europäer seit Jahrzehnten, ja, seit Jahrhunderten, wenn wir den Orient bereist haben, fast nie die Frage an uns selber gerichtet haben: was bringen wir an unvergänglichen Gütern von Ewigkeitsgehalt mit, sondern: was holen wir heraus, was können wir an vergänglichen Gütern dort erjagen und erraffen! Nun – der Orient hat gegeben, solange und soviel er geben konnte. *W i r* haben uns an ihm bereichert fort und fort; er ist der Vater, der für und an uns arm geworden ist. Welche Summen geistiger Werte sind wir doch dem Orient schuldig! Denken wir doch nur einmal daran, daß wir sie ihm und zwar mit Zinsen, zurückzahlen!

Auf Ceylon hört der Verfasser durch Zufall dem Gespräch eines Arztes zu, der sich über die Rücksichtslosigkeit einer europäischen Reiterschar beklagt, die alles auf der Straße niederreitet. Es kommt eine Schar Engländer herangeritten, mit wehenden Schleiern an den Tropenhelmen und Hüten, „*gentlemen*“ und auch einige „*ladies*“ dabei. Sie reiten trotz des Gewühls auf der Straße beinahe Sturm und zwar straßenbreit. „Ich kannte die Art dieser von der Zivilisation bevorzugten Kaukasier,“ so fährt May bitter fort (S. 107), „die sich um nichts anderes als um sich selbst, am allerwenigsten aber um die gesunden Glieder tief unter ihnen stehender Menschen anderer Rasse kümmern.“ Soll es etwa dahin kommen, so meint der Verfasser symbolisierend, daß schließlich der ganze Osten unter die Hufe des Westens kommt? Es sind da überall zwei dunkle Mächte bei der Arbeit, diese nichts weniger als christliche Aufgabe zu vollenden, nämlich die religiöse Ueberhebung und der nationale Hochmut. Natürlich hat jedes Volk das volle Recht sich auszuleben, aber auch die heilige Pflicht, andere Völker sich ausleben zu lassen. Aber Habsucht und Selbstsucht haben jedem Aufschwung der Völker wie der Einzelnen immer wieder im Weg gestanden! Wer kann die wirklichen Summen und die geistigen Reichtümer berechnen, die für die Menschheit ungehoben blieben, weil Kulturformen von der Erde verschwunden sind, die gerade wegen ihrer Eigenart für die Allgemeinheit gewiß unermeßlich viel geleistet hätten, wenn es ihnen nur erlaubt worden wäre, sich bis zur Vollendung ihrer Aufgabe zu entwickeln.

Aber, so ist man in Europa seit langem geneigt zu folgern, wir Europäer mit Nordamerika haben die neuzeitliche Kultur und Zivilisation geschaffen und daher auch das Recht, ja die Pflicht ihrer Verbreitung. Der Orient schläft, träumt, er bedarf unser, um all seine reichen Bodenschätze usw. erst richtig und zweckmäßig

zu erschließen. Darauf ist zu sagen, daß es gewiß richtig ist, daß „Völker schlafen, aber während der Ruhe sammeln sie Kraft, und wenn ihr Morgen kommt, dann wehe dem, der sie für tot gehalten und sich als lachender Erbe eingenistet hat“. Wenn man diese vor mehr als zwei Jahrzehnten niedergeschriebenen Worte liest, so muten sie heute geradezu wie eine Wahrsagung an. Ist es nicht in der Tat so, daß nicht nur Japan, sondern auch China, Siam, die Türkei und andere orientalische Staaten aus dem Schlaf der Ueberlieferung inzwischen erwacht sind, und daß sie uns manche Nuß zu knacken aufgegeben haben! Wo ist die Fabel von der Ueberlegenheit der kaukasischen Art geblieben?

Im fernen Osten handelt es sich weniger um die Religion, wie bei dem Streit zwischen Christentum und Islam im nahen Osten, als um den friedlichen, wenn auch nur sehr langsam und schrittweise sich vollziehenden Ausgleich zweier verschiedener, in vielen Beziehungen andersartig entwickelter Menschenrassen, der weißen und der gelben. Mit China aber kann man nur fertig werden, wenn man in gewisser Weise sich ihm einfügt, so wie ja auch die Orientalen unsere Zivilisation trotz inneren Widerstrebens bis zu einem gewissen Grade werden annehmen müssen. Mays ganzes Buch handelt gewissermaßen von dieser Frage, der Angleichung des Ostens und des Westens, und die Lösung, zugleich die Losung, die er uns darbietet, heißt: Menschlichkeit, brüderliche Gesinnung, Frieden, oder wie es May im Schlußabschnitt in dichterischer Wendung wiedergibt:

Laßt uns vor allen Dingen Menschen sein,
Damit wir Christen werden können.

In diesem Zusammenhang ist eine Unterredung zwischen May und einem gebildeten Chinesen bemerkenswert, den er auf Ceylon vor der Belästigung durch alkoholisch beeinflusste europäische Tagediebe bewahrt hat. Es sind doch, so führt May, der hier den „Westen“ zu verteidigen sich genötigt sieht (S. 146) aus, nicht alle Abendländer Rowdies, Runners und Loafers, die den Osten nur zu dem einzigen Zweck aufsuchen, um ihn für sich auszubeuten. Manch ein Europäer kommt doch in den Orient, um den Spuren des Urchristentums und der jüdischen Kultur nachzugehen. Wer aber das tut, der achtet vor allen Dingen jedes Menschenrecht und ist ehrlich und gewissenhaft selbst gegen seinen fernsten Bruder.

Und doch muß sich dann der Europäer von dem Chinesen sehr bittere Worte sagen lassen, deren Berechtigung freilich niemand bestreiten kann. Der Chineser führt aus, daß sein Land asiatische Völkerschaften aufgenommen habe, die noch heute im Lande wohnen, obwohl sie andern Glaubens und anderer Kultur sind. So sind auch die Kaukasier dort einstens willkommen geheißen worden. Und was haben sie getan? Sie, die wenigen Fremden, die sich daheim ihres Glaubens wegen selbst bitterlich hassen und bekämpfen, die ihre gepriesene Zivilisation bis in die Gegenwart mit dem Blut ihrer eigenen Brüder düngten, sie, deren Weltweisheit nicht weiter gekommen ist als nur zu der Behauptung, daß kein Gott die Welt regiere, deren Menschenfreundlichkeit nichts als verkappte Selbstsucht ist, sie, deren staatliche Einrichtungen so von Anarchismus, Syndikalismus und anderen Krankheiten zerfressen sind, von denen sich die Orientalen freigehalten haben, sie kommen zu dem Volke von 400 Millionen mit der mehr als 5000 Jahre alten Geschichte und Kultur und wollen ihm ihre zwiespältigen politischen und religiösen Meinungen aufdrängen! Die Europäer sollten doch die Schläferin im Osten (wenn dieses Bild wirklich berechtigt sein sollte) um keinen Preis gewaltsam aufwecken wollen! Sind die Europäer wirklich Christen, so sollten sie sich an die Lehre ihres Meisters halten und dann so auch die Chinesen und die andern Völker des Ostens als gleichbegabt und gleichberechtigt anerkennen und brüderlich mit ihnen fühlen. So schlägt der Orientale den Europäer mit den eigenen Waffen, mit den Grundsätzen christlicher Gesinnung und Tat. Nur dann kann eben wahrhaft Frieden werden zwischen den Völkern und Nationen, wenn es gelingt, den furchtbarsten, starrsten aller Götzen, den des **V o r u r t e i l s**, von seinem Standort herabzustoßen.

Eines der wesentlichen Vorurteile aber, unter dem wir heute (1922) vielleicht weniger als vor zwei Jahrzehnten – leiden, ist die Ueberschätzung der europäischen Zivilisation, von der schon Pestalozzi vor mehr als 100 Jahren fast nur als von dem „modernen Zivilisationsverderben“ sprach. Dieses angebliche „Zivilisieren“, was ja wörtlich bedeutet: „Zum Bürger machen“, ist tatsächlich, trotz aller Religionen und trotz einer achttausendjährigen Weltgeschichte nichts anderes als eine **S c h r e c k e n s h e r r s c h a f t**. Für die europäische Zivilisation wird und muß einmal die Zeit kommen, in der sie um Hilfe aus einer Not schreit, die sie selbst verschuldet hat. Und es bleibt nichts übrig, als daß sich einst die Wohlmeinenden aller Nationen vereinigen, um die unausbleiblichen Folgen des „zivilisatorischen“ Schreckens wieder gutzumachen. Denn

gutgemacht muß alles Schlimme werden, voll gesühnt und bis auf die letzte Ziffer abgebüßt, so will es die göttliche Gerechtigkeit. Dieses scheinbar harte und doch so tröstliche Gesetz gilt für die Gesamtheit des Volkes ebenso wie für den einzelnen Menschen, und wen es nicht schon in der Gegenwart trifft, dem mag für seine Zukunft bange sein. –

In Mays Buch wird nun geschildert, wie sich zur Abwehr all der Schäden und zum Aufbau eines echten Menschheitstempels in aller Ruhe und Heimlichkeit, ohne lautes „pazifistisches“ Getue, im Orient eine Vereinigung gebildet hat, die den Frieden vorbereiten will zwischen den Einzelnen, so zwischen den Rassen und Völkern, wie schließlich zwischen den verschiedenen Religionen und Bekenntnissen. Menschlichkeit, Bruderliebe, Friede, das sind die Hochgedanken und im Sinn dieser drei Begriffe muß jeder handeln, der zu der Brüderschaft gehört. Wer dagegen verstößt, muß als ehrlos aus dem Bund scheiden. Die Mitglieder des Bundes fragen nicht, wer oder was der ist, der Hilfe braucht, und bringen sie dem Feind ebenso gern wie dem Freund, womöglich ohne daß er es bemerkt. Am wenigsten wird dabei gefragt nach der Verschiedenheit der Religion. Nicht wer genau so denkt, wie die Stifter des Bundes, ist willkommen, sondern ein jeder Mensch, der die Hilfe nötig hat, gilt als Bruder, als „Nächster“, dem die Mitglieder des Bundes die Hand zu reichen haben.

Aber dabei kommt es nun nicht auf schöne Worte, herrliche Reden an, sondern allein auf die stille, aber ausdauernde Tat. Kämpft doch das Niedere dauernd gegen das Höhere. Und das lebendige Beispiel des Edlen kann so bewirken, daß die Tiefe nach und nach zu der Höhe emporgezogen wird. Dieses Steigen aus dem Tal bergan ist nicht so leicht und geht nicht so schnell, wie man es wünschen möchte. „Viele stürzen dabei wieder ab, ja es gibt sogar welche, die entweder nicht wissen oder nicht wissen wollen, daß menschliche Höhen vorhanden sind.“ Das ist eine sehr richtige Bemerkung, da ja in der Tat der große Durchschnitt der Menschen für diese Begriffe, die über das alltägliche, über die wirtschaftlichen Bedürfnisse weit hinausliegen, nicht zu haben ist.

Wie nun ein Mensch von dem andern zu lernen hat, so soll auch jedes Volk auf das andere, jede Nation und jede Rasse auf die andere schauen, um ihre Fehler zu vermeiden, ihre Tugenden und guten Eigenschaften aber sich anzueignen. Sobald ein Mensch sich überschätzt, sich für groß, ja unerreichbar hält, wird er nicht mehr steigen können, sondern zu sinken beginnen. Die Würdigkeit wird sich in Unwürdigkeit, der Wert in Unwert verwandeln. Das eine ließ ihn steigen, das andere läßt ihn fallen. So auch beim Volk, bei jeder Allgemeinheit. Darum liegt für den Einzelnen wie für das Volk eine große Gefahr im Selbstlob und im Herabsehen auf andere. Hüten wir uns vor allen Dingen, von Ueberlegenheit und von Minderwertigkeit zu reden, bevor die Weltgeschichte ihr letztes Wort gesprochen hat.

Es sei bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß bei May sich in allen seinen Schriften sehr feine Bemerkungen auch über solche Gegenstände und Fragen finden, die scheinbar außerhalb des Rahmens der eigentlichen Darstellung liegen. So über künstlerische und pädagogische Fragen! Es seien hier in aller Kürze einige als Beleg angeführt: „Kann man einem Menschen Gutes erweisen und dann noch böß über ihn denken?“ (S. 156.) „Die Treue ist etwas Seelisches, und wer sie nach der Zahl der Briefbogen mißt, der traut sich selber nicht.“ (S. 193.) „Nur das Genie gibt neue Rätsel auf, während das Talent sich mit längst vorhandenen beschäftigt.“ (S. 313.) Sehr fein ist auch eine längere erzieherische Bemerkung zur Frage der Autorität (S. 315): „Sollen Kinder mitbestimmen dürfen, auf welche Weise sie zu erziehen sind? Habt sie lieb; hebt sie empor und macht sie zu Männern! Sind sie das geworden, so mögen sie mit raten und taten; eher aber nicht. Es ist stets gefährlich, den Unmündigen eine Macht zu verleihen, deren Ausübung klar denkende Köpfe verlangt.“

Ueber die Gefahren des Krieges ist sich May völlig klar; so führt er an einer Stelle aus (S. 404): „Die bewaffnete Hand stellt das Wohl der Völker auf das Spiel und bezahlt mit Menschenblut, was ihr der Friede umsonst und doppelt geben würde. Wenn die Nationen glauben, Wetten mit- oder gegeneinander eingehen zu müssen, so sollten sie es doch in anderer Weise und um andere Preise tun.“ Durch das ganze Buch zieht sich Mays Kampf gegen die törichte Unsitte des Wettens, und er selbst bringt es schließlich weltklug und gewandt fertig, sogar seinen aufs Wetten erpichten englischen Freunden dieses abzugewöhnen.

Wo sind – so ruft er mit vollem Recht aus – heute all die Gewinne, um deretwillen Jahrtausende hindurch mit Blut gewettet wurde? Wer wird in wieder 1000 Jahren die Länder besitzen, um die die Gegenwart mit blutigen Waffen wettet? Sind solche Gewinne überhaupt solche Einsätze wert? Gibt es nicht bleibende Gewinne, die durch Einsätze zu erlangen sind, die weder Angst, noch Sorge, noch Schmerz bereiten?

Das, was die „Shen“, die neue Menschenverbrüderung, will, wird an einer Stelle sehr kurz und treffend in folgender Weise bezeichnet: Die Shen ist die Gesamtheit aller Menschen, die auf Erden endlich einmal Frieden haben wollen. Ist „Friede“ hier gleichbedeutend mit „Glück“? Nun, man pflegt so zu sagen: Jeder Mensch will glücklich werden – und das ist falsch. Aber – jeder Mensch soll glücklich machen, das ist richtig. Weil jedermann bisher das Glück für sich verlangte, konnte es kein Glück auf Erden geben. Glück ist nur möglich durch Gesinnung der Freiheit, des Friedens, der Gemeinschaft. Der ist glücklich, der, sei es in sich oder bei andern, Gemeinschaft aufbaut, jener unglücklich, der selber oder mit andern Gemeinschaft hemmt oder vernichtet. Daher gilt es, über all die äußeren Kennzeichen hinwegzusehen und nicht nach Hautfarbe und Katechismus, Erdteil und staatlicher Gruppe zu fragen, sondern allein nach dem Zustand des Innern, danach: wie steht es um dein Herz, deine Seele? Wenn so der „Heide“ auch nur einen einzigen Menschen liebt, einem einzigen „Feind“ verzeiht, so handelt er christlich. Umgekehrt: wenn der Christ auch nur einen einzigen Menschen haßt oder sich an einem einzigen Feind rächt, so handelt er heidnisch. Sobald die Menschen Gutes tun, sind sie alle zusammen Christen, und sobald sie Böses tun, sind sie alle zusammen Heiden. Gott tut nichts als Gutes, der Teufel nichts als Böses; – dazwischen steht der Mensch, der bald Gutes und bald Böses tut. –

Legt man das Maysche Buch zur Seite und denkt über Inhalt und Grundzweck nach, so kann man es als eine Art tätiger Völkerethik in volkstümlicher Form bezeichnen. Hier werden so viele Zusammenklänge angeschlagen, die gerade jetzt in unserer Brust Widerhall finden, daß man sich kaum entschließen kann zu glauben, daß dieses Werk vor mehr als zwei Jahrzehnten entstanden ist. Die Lehre Mays von der alles überwindenden Liebe und Güte ist ein Stück Zukunftsmusik und doch eine Lehre, die gerade der schmerzzerzerrissenen Seele des Europäers, insonderheit des Deutschen von heute, so unendlich wohl tut. Und welche Ruhe und Bescheidenheit durchzieht und durchweht das Ganze! May schärft es uns mehrfach ein, daß dies noch nicht das eigentliche Werk, nicht der Höhepunkt seines Schaffens sei, sondern daß das „Hauptwerk“ erst komme! (So S. 506.) Wenn jemand daran zweifelt, ob May tatsächlich als ein echter „Volksschriftsteller“ anzusehen sei, dem empfehle man das Lesen dieser Schrift. Dabei sollen gewisse Schwächen, so eine Unausgeglichenheit im Aufbau und einzelne stilistische Unebenheiten, nicht verschwiegen werden. Aber, nimmt man alles in allem, welches redliches Bemühen um Wahrheit und Treue, welche echt deutsche und zugleich brüderlich-menschliche Art! „Und Friede auf Erden“, wie der Titel jetzt lautet, wo das Buch als 30. Band der „Gesammelten Werke“ erscheint, ist wirklich ein echtes und rechtes Friedensbuch, das das Evangelium, die Freudenbotschaft predigt vom Frieden in der Außenwelt wie in der engen Menschenbrust.

So sei diese kurze, nur die Kernpunkte berührende Abhandlung geschlossen mit den prophetischen Worten des innerlich gewandelten und befreiten Missionars Waller:

O, würde doch der Mensch nicht durch die Zeit
Und durch des Raumes Hinterlist betört,
Er würde kühn sich an das Ew'ge wagen
und dann als Preis den Himmel in sich tragen!

Was macht zum Himmelreich denn schon die Erde?
Ein einz'ger Hirt und eine einz'ge Herde!

Der Habsucht sei das Gold beschieden,
Der Weihrauch dem, der Weihrauch liebt,
Uns Armen aber gib den Frieden,
Den uns kein Fürst, kein Weiser gibt!“